

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 33 (1943)

Heft: 6

Artikel: Clelia und die seltsamen Steine [Fortsetzung]

Autor: Lendorff, Gertrud

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CLELIA

und die seltsamen Steine

ROMAN VON GERTRUD LENDORFF

20. Fortsetzung

„Clelia, du musst doch verstehen... die Besitzerin der Pension Vineta hat ihn wiedererkannt, und zudem... wenn man an die Sache mit dem mykenischen Stein denkt, den er einfach mitnahm...“

Sie lachte bitter. „Ach so, der Stein...“

Es wurde an die Türe geklopft.

„Telephon für Fräulein Conradi!“

Fräulein Elfriedes Stimme war unkenntlich vor Verachtung.

Clelia stürzte an Peterchen vorbei und nahm den Hörer ans Ohr.

„Clelia Conradi... ach so... so... Guten Abend, Herr Doktor...“ Peterchen und Fräulein Elfriede standen in der Mitte des Korridors und lauschten.

„Ja, es ist richtig“, sagte Clelia, und ihr Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an. „Heute abend, als wir nach Hause kamen, wurde Alexander Ross verhaftet... Ja, er ist der Sohn des Kunstsammlers Ross, nach dem der Kuros Ross den Namen hat... Ja, wegen des Einbruchdiebstahls in der Pension Vineta und bei Frau von Himmlisch... Ja, das Inventar der Kisten soll aufgenommen werden, selbstverständlich... Was... was... Sie sagen... Sie hätten Alexander damit beauftragt? Sie kennen Alexander? Aber ich bitte Sie, wieso denn? Man soll Alexander sofort freilassen? Melden Sie das doch bei der Polizei. Was habe ich damit zu tun? Rufen Sie... warten Sie einen Augenblick, ich muss mich besinnen... rufen Sie 6 67 85 an, Hugo Ross, Lorbeerstrasse 154... Bitte schön... nichts zu danken... auf Wiedersehen, Herr Doktor...“

Sie hängte hoch aufatmend den Hörer wieder ein. „Doktor Schneewind sagt mir soeben, dass er Alexander beauftragt hätte, die Kisten in der Pension Vineta und bei Frau von Himmlisch zu kontrollieren.“ Und als sie die bestürzten Gesichter der beiden Zuhörer sah, fügte sie kühl hinzu: „Es muss irgendein Missverständnis vorliegen. Ich war sicher, dass es sich aufklären würde.“ Und sie schritt wie eine Königin an ihnen vorüber.

Peterchen stürzte ihr nach. „Clelia!“

Sie wandte sich unter der Türe noch einmal um.

„Ich möchte nun endlich Ruhe haben“, sagte sie. „Wir reden morgen weiter. Jetzt will ich schlafen.“

Sie verschwand in ihrem Zimmer und drehte den Schlüssel hörbar im Schlosse um.

Einundzwanzigstes Kapitel

Alexander als Schatten

Alexander wurde von den beiden Beamten die Treppe hinuntergeführt. Ein Auto wartete an der Strassenecke. Sie stiegen ein. Mit lautem Hupen bog der Wagen in die Leopoldstrasse ein und fuhr dem Stadtinnern zu.

Es war aber weder ein Gefängnis noch ein Polizeigebäude, vor dem sie anhielten, sondern eine öffentliche Fernsprechstation. Der Mann, der Clelia verhört hatte, rief eine Nummer auf, und man hörte ihn sprechen.

„Bitte sagen Sie Herrn Doktor Schneewind, dass die Kisten, die bei Frau von Himmlisch und in der Pension Vineta liegen, aufgebrochen wurden. Die Polizei ist dem

Nachdruck verboten

Täter bereits auf der Spur. Es soll ein Ausländer sein, Alexander Ross... jawohl, Ross, bitte behalten Sie diesen Namen. Und der Herr Doktor soll ein Inventar der Gegenstände, die in diesen Kisten aufbewahrt sind, bereithalten.“

Ein zweites Gespräch war noch kürzer. Dann kam er eilig zurück und gab dem Chauffeur einen Befehl.

„Es ist ein Glücksfall“, sagte er zu Alexander, als er wieder in den Wagen gestiegen war. „Wir sind früh genug. Der Mann mit der verstümmelten Hand sitzt im Uranus-Kino.“

Sie fuhren durch einige Strassen. Die Lichtreklamen eines Kinos leuchteten blau und rot vor ihnen auf.

„Du beobachtest den Eingang“, sagte der Kriminalkommissar zu Alexander Ross. „Die andern stellen sich in der Halle auf. Ich bleibe beim Wagen.“

Alexander kletterte eilig hinaus. Seine Hände waren frei.

Er verbarg sich in einer Nische neben dem Eingangsportal. Der Kriminalkommissar ging auf der anderen Strassenseite langsam auf und ab.

Sie machten sich auf langdauerndes, nervenaufreibendes Warten gefasst. Statt dessen ging alles sehr schnell und überraschend vor sich.

Aus dem Portal des Kinos trat ein weibliches Wesen, von einem Mann begleitet. Sie gingen auf eines der parkenden Autos zu. Der Mann setzte sich ans Steuer. Die Frau glitt wie ein Schatten ins Wageninnere. Der Motor sprang an.

Alexander war aus seinem Versteck herausgetreten. Bevor er irgend ein Zeichen geben konnte oder sein Begleiter bei ihm war, hatte er einen verzweifelten Entschluss gefasst. Er schwang sich auf das Dach des Wagens. Die Fahrt ging los. Verwunderte Menschen riefen hinter ihm her, an jeder Strassenkreuzung, wenn der Wagen stoppte, war die Gefahr gross, dass man ihn herunterriss. Es gehabt aber nichts dergleichen. Statt dessen fuhr der Wagen durch wenig belebte Strassen, ja, er fuhr kreuz und quer, die Richtung war schwer festzustellen. Alexander hielt sich krampfhaft fest. Er lag auf dem Bauche, es war alles andere als bequem.

Der Wagen verließ die Stadt. Er fuhr unter Bäumen mit herabhängenden Zweigen, die Alexanders Gesicht und Hände peitschten. Eine Zeitlang ertönte das Geräusch eines zweiten Motors dicht hinter ihnen; Alexander vertraute darauf, dass sein Freund ihm folgte, aber das Geräusch verlor sich wieder. Alexander war allein. Im Wageninnern aber sass die Frau, die sich Anna Schwarztuch nannte und am Steuer der Mann mit der verkrüppelten Hand.

Die Fahrt dauerte endlos lange. Alexanders Arme waren eisigkalt, er befürchtete ständig, hinunterzugeilen. Er hatte keine Zeit, zu überlegen, aber er war sich bewusst, dass er in eine verdammt gefährliche Lage geraten war. Und er hatte, wie gesagt, seine Helfer hinter sich gelassen. Wenn er das Geheimnis, dem er auf der Spur war, wirklich löste, wenn er den Ort, an dem Anna Schwar-

H. Stadelmann, der Goldschmied für jedermann
Bern, Theaterplatz 1, Telefon 3 44 49

tuch immer wieder verschwand, ausfindig machte, so lief er Gefahr, keinem Menschen auf der Welt davon Mitteilung machen zu können.

Sie bogen in eine Strasse ein, an deren Seite Häuser standen, Villen in grösseren Gartenanlagen. Die Strasse selbst war völlig verlassen. Alexander nahm sich vor, sobald der Wagen hielt, hinunterzuspringen und zu fliehen. Vielleicht gewann er dann einen Vorsprung vor dem Manne mit der verstümmelten Hand, der doch erst aus dem Wagen steigen musste. Immerhin, die Chance war gering. Und sie wurde vollkommen vernichtet, da sich beim Herannahen des Wagens plötzlich ein grosses Tor lautlos auftat und der Wagen rasselnd über einen Bohlenboden ins Innere eines Schuppens fuhr.

„Nun haben wir ihn“, hörte Alexander die Stimme des Mannes sagen. „Ist alles bereit?“

Von dem Ruck beim Anhalten wurde Alexander zu Boden geschleudert. Er bemühte sich vergeblich aufzustehen; seine Glieder waren schmerhaft verzogen und steif. Bevor er in die Höhe kam, wurde ihm von hinten ein Sack über den Kopf geworfen, und er verlor die Besinnung.

* * *

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem grossen, hellen Raume. Ein Mensch beugte sich über ihn, und eine merkwürdig gurgelnde Stimme sagte: „Er lebt... Gott sei Dank, Arthur, dass ihr nicht meinetwegen zu Mörfern geworden seid, das wäre zu teuer bezahlt...“

Alexander richtete sich langsam auf.

Das erste, was er wahrnahm, war eine Marmorstatue. Sie erhob sich auf einem Postament vor einer weissgetünchten Wand. Es war die Statue eines griechischen Jünglings, schmal und schlank, mit vorgestrecktem linken Fusse und einer Lockenkronen, die gleich Flammen um die Stirne stand. Die langen Haare fielen in gedrehten Strähnen auf die Schultern.

Alexander blinzelte.

Der Mann, der sich über ihn gebeugt hatte, blickte ihm sorglich forschend ins Gesicht. Alexander zuckte zusammen. Er erschrak. Dieser Mann hatte zwar wunderbare, leuchtend blaue Augen und eine edel geformte Stirne, aber Wangen und Nase waren eine einzige schauerliche Narbe. Nur eine Kriegsverletzung konnte derartige Spuren zurücklassen.

In der Mitte des Raumes sass, auf einem Stuhle weit nach vorn gebeugt, Dr. Arthur Schneewind. Zu Füssen des Lagers, auf das man Alexander gebettet hatte, kniete Anna Schwarztuch. Sie hielt ein Becken mit Wasser in den Händen, in dem der Mann mit dem narbigen Gesicht ein Tuch netzte, das er von Alexanders schmerzender Stirne genommen hatte.

Alexander liess sich wieder auf sein Lager zurücksinken. Eine Ohnmacht bedrohte ihn, aber trotzdem spielte ein Lächeln um seine Lippen. Er war völlig mit sich selber zufrieden. Er hatte gefunden, was er gesucht.

Die drei Menschen in dem grossen Raume sahen sich ängstlich an. Alexander lag regungslos. Seine Augen waren geschlossen, aber seine Sinne schwanden nicht. Er ruhte nur aus. Oder vielmehr — er bereitete sich vor auf das, was kommen würde.

Nach einer ziemlich langen Zeit, die den drei wartenden Menschen endlos vorkam, setzte er sich mit einem Ruck auf und griff in seine Tasche. Er zog ein Stückchen Marmor hervor.

„Wocke Imfeld, ich bringe Ihnen hier ein Beweisstück. Sie haben es vor Jahren Clelia Conradi geschenkt...“ Und ohne auf das Zusammenzucken des Verletzten zu ach-

ten, stand er auf und trat zu der Marmorstatue. Das Bruchstück passte genau an die beschädigte Stelle. Alexander drehte sich langsam um.

„Ich bin der Sohn jenes Mannes, dem ein weiteres Werk von Ihnen als echt verkauft wurde. Clelia schwört darauf, dass Sie kein Fälscher sind. Wie erklären Sie mir den Tatbestand?“

„Ich habe schon gestanden“, warf Dr. Schneewind ein. „Ich werde auf mich nehmen, was Mister Ross über mich verhängt.“

Wocke Imfeld sagte leise: „Mein Freund und Kriegskamerad hat mich nicht nur dazu gebracht, wieder zu arbeiten, sondern er hat es auch auf sich genommen, meine Arbeiten zu verkaufen... da ich doch... so zugerichtet wie ich bin... nicht unter Menschen gehen kann... verstehen Sie...“

„Und ich erlag der Versuchung, ein einziges Werk von ihm als echt auszugeben“, fügte Dr. Schneewind hinzu. „Es war während der Inflation, und die Lage war verzweifelt. Meine Mutter und meine Schwestern hungernten. Ich erhielt soviel für das Werk, dass wir für Monate sichergestellt waren, und dass auch meine Freunde gerettet waren. Aber... ich brachte es nicht über mich, weitere Werke in den Handel zu bringen, und so verbarg ich die andern Stücke in Kisten, die ich bei Bekannten unterstellte, und... die Sie kennen, Mister Ross. Ich behielt nur das kleine Köpfchen für mich, das Fräulein Conradi bei mir sah.“

Alexander nickte.

„Ich habe es geahnt, und deshalb lag mir viel daran, die Kisten zu untersuchen. Verzeihen Sie, es war wohl unkorrekt gehandelt, aber... Es fing alles wie ein Spiel an, und auf einmal war die Ehre meines Vaters damit vermischt, und alles... wurde... verdammt ernst.“

Er atmete tief. „Und wir konnten und konnten Sie nicht finden, Mister Imfeld... und immer haben Sie sich wieder versteckt...“

Wocke Imfeld bedeckte sein Gesicht mit den Händen. „Muss man sich nicht verstecken, wenn man so aussieht wie ich?“ murmelte er. „Und hat Clelia Conradi mich nicht gekannt, als ich... schön war?“

Die Frau, die sich Anna Schwarztuch nannte, trat rasch auf ihn zu und umfing ihn zärtlich mit den Armen. „Du bist für mich genau so schön wie irgendein anderer Mensch“, flüsterte sie. „Du bist... ich weiss, dass das weitaus seltener ist... du bist vor allem gut...“

„Sie ist seine Frau“, sagte Dr. Schneewind leise zu Alexander. „Sie hat ihn im Lazarett gepflegt, als er bewusstlos eingeliefert wurde, und sie hat ihn seither nie mehr verlassen und alles für ihn getan.“

„Und ist nicht unser kleiner Wilhelm schön wie ein junger Gott?“ fuhr Anna fort. „Bin ich nicht die glücklichste Mutter von der Welt?“

Alexander wandte sich ab. Ihm war die rührende Szene zwischen den beiden Gatten peinlich.

„Ich habe noch eine andere Sache“, sprach er nach einer Weile. „Sie wissen... Clelia Conradi fand einen mykenischen Siegelstein...“

Anna Imfeld schaute auf. Ihre Lippen bebten. „Doktor Schneewind weigerte sich, die Sachen meines Mannes zu verkaufen, und wir mussten doch leben, verstehen Sie...“ sagte sie kaum vernehmlich. „Ich fand einen Ausweg. Durch einen Freund meines Mannes lernte ich den Diener des Kunsthändlers Commenios kennen, einen Mann, der ebenfalls mit Kunstwerken handelt. Das heisst, er vertreibt die Fälschungen, die Commenios nicht an den Mann bringen kann, glaube ich. Und nun fing mein Unrecht an. Obwohl ich wusste, dass mein Mann es nie zugegeben hätte, verkaufte ich dem Diener die Kleinplastiken, die Wocke früher ausgeführt hatte, als echt... Oder vielmehr, ich zweifelte keinen Augenblick daran, dass er sie als echt

weiterverkaufen würde. Aber was wollen Sie: wir hatten Hunger, und ich hatte doch das kleine Kind... Ich nahm aus Not eine Halbtagsstelle als Krankenpflegerin an und traf den Diener jeweils im Kino, denn er wollte unter keinen Umständen mit mir zusammen gesehen werden, ich weiss nicht warum. Und eines Tages brachte er mir den mykenischen Siegelstein, weil er meinte, mein Mann könnte auch derartiges herstellen. Aber Wocke lehnte es glatt ab, erstens, weil ihm die Technik nicht vertraut war, und zweitens, weil er sogleich ahnte, dass es sich dabei um den Auftrag eines Fälschers handelte. Und als ich den Stein dem Manne zurückgeben wollte, war er auf einmal weg. Verschwunden. Ich hatte ihn aus meiner Handtasche verloren.“

„Und Clelia Conradi war es, die ihn fand“, sagte Wocke leise.

„Ich musste doch versuchen, den Stein zu ersetzen, und in meiner Not wandte ich mich wieder an Doktor Schneewind. Da er mich nicht mehr bei sich zu Hause empfing — ich hatte am Anfang immer meinen kleinen Jungen mitgenommen, und das hatte Anlass zu hässlichen Klatschereien gegeben, die er mir nicht verzeihen konnte —, und da er mich auch damals im Kaffeehaus abgewiesen hatte, so versuchte ich, ihn in seinen Vorlesungen zu treffen. Aber auch dort ging er mir aus dem Wege. Ich wusste zufällig, dass er manchmal das Hauptkolleg bei Professor Wölflin besucht, und auch, dass er immer

erst im letzten Augenblick, wenn bereits verdunkelt ist, in den Saal schlüpft. Da ich seinen Platz kannte, wartete ich dort auf ihn. Und so kam ich neben Fräulein Conradi zu sitzen, und vom Augenblick ab, da ich den Siegelabdruck bei ihr sah, besuchte ich auch die kunstgeschichtlichen Vorlesungen, in denen ich sie vermutete, denn ich nahm an, dass sie den Finder des Steines kannte oder selber der Finder war. Ich entsann mich nämlich so halb und halb, sie an jenem Unglückstag im Kino gesehen zu haben.“

„Clelia Conradi“, wiederholte Wocke. „Clelia Conradi. Sie ahnen ja nicht, was dieser Name für mich bedeutete. Clelia Conradi — das war der Inbegriff jener glücklichen Schaffenszeit gerade vor Kriegsausbruch, und sie selbst, sie war ja noch fast ein Kind, aber ich träumte davon, sie zu modellieren, und ich glaube, ich habe mich damals in sie verliebt, denn als ich dann in jener Hölle von Schmutz und Blut und Dreck lag, war der Gedanke an Clelia Conradi wie ein ferner, unglaublich schöner Traum...“

„Als er im Lazaret lag“, warf Anna Imfeld ein, „rief er in seinen Fieberträumen immer nach ihr, und ich muss gestehen, ich war am Anfang eifersüchtig, denn ich wusste ja nicht, wer Clelia Conradi war.“

„Und dann hörte ich durch all die vielen Jahre gar nichts von ihr, bis auf einmal die Strumpfplakate auftauchten mit ihrem Namen, und plötzlich erzählte Anna, dass sie sie kennengelernt hätte und dass sie... mir mit fünfzig Mark aushalf in jener Notzeit“, murmelte Anna. (Fortsetzung folgt)

Vo Langnou ga Burdleff

Von Adolf Schaer-Ris

„Nach Brrgdrrf-Saloduurn!“ — brüelet der Portier z'Langnou uf em Bahnhof. — Brüelet? — Nei, het brüelet. Es isch im Jahr 95 gsy, wo-n-i dert als chlyne Chnüder i der Zöttelichappe u de Händ i de Hosesock gstande bi, bal d'Lokomotiv u bal dä Brüeli aagstuunet ha. Aber es tönt mer jetz no i de-n-Ohre: Brrgdrrf! U-n-jetz no ghören-i se schnuppe, die Lokomotiv, die ersti i mim Läbe, u gseh se, wie sie gnue tuet, für die längi Chötti nache z'schleipfe, wo me re hindern aaghäicht het. Gspüre no, wie's mi an allne Haare nachezoge het, ds Dorf us, ds Tal us i ds unbekannte grosse Läbe.

Es isch grad Märit gsy, grosse Herbschtmärit u ke Schuel! I stungge vom Bahnhof d'Dorfstrass z'düruf zur Chramloube. Dert brüelet scho-n-ume-n-eine: „Hosetreger, Chnöpf, Chleiderbürschte, Fazenettli, Schmöckwasser, Sydefade-n-u Gordenett!“ —

„Oh, we dä nume chönt stärbe!“ — seit Stangmeischter Liebu zum Weibel, wo dernäbe Steigerig het u grad e Schidwegge-n-usräeft u kes Bott überchunt, will als zum „Brüelischwyzer“ vo Burdleff louft. „Vo Burdleff?“ — dänke-n-i. „Soso! — o vo Burdleff!“ u gschoue dä Ma neecher. —

Im Hustage druf hani z'erstmal a ds Schuelfescht chönne. Es Würschtli, e Bitz Brot, es Sirup u sächzg Rappe nigelnagelneus Gäld het's gäh. Da chame-n-allwäh wyt loufe, bis me-n-öppis derigs findt! Aber das isch de no lang nid d'Houptsach gsy. Der Umzug mit Fahne, Trümeler u zwone Blächmusige darf me nid vergässse. U was vernime-n-i du da? Die Musig a der Spizti mit de schöne Fäderestrüüss, wo so ärdeschön gspielt het, dass eim vögliwohl worden isch, das sigi d'Stadtmusig vo Burdleff, wo re wyt u breit keni Füetteri gäb! — Das muess es völlig Paradies sy, das Burdleff, hani dänkt, u ha ke Blick meh vo dene Fäderestrüüss ewägg tah.

Mi Brueder het am Technikum z'Burdleff gleeht rächne. I ha siderhär mängisch gsinnet, amänd hätt mir das o ghulfe dertdüre. Einisch, wo-n-i i der Ilfis bi ga gröpple,

gseh-n-i e Wagesalbbüchse z'dürab schwümme. U miner Gedanke-n-uf u nache. Wohi? — Natürlich uf Burdleff. I schcribe-n-ufene Fätsze Papier es paar Wort a mi Brüeder u leges i-n-es Büchsl. Wär weiss, vilicht badet er grad i der Aemme u fischet das Büchsl use! — Aber i ha mi verrächnet, wil i äbe nid bi-n-i ds Technikum gange.

Viel Wasser isch no d'Ilfis u d'Aemme-n-ab, bis i du z'erstmal uf Burdleff cho bi. Rüederswil u Ranfli hani afe behönnnt. I ds einte Dorf hani es Muneli bracht, u-n-i ds andere bini ga-n-es Trauch reiche für Müettis Chrüzweh. Aber wyter hets no nid g'reckt. Bis es du i der Zytig gheisse het, der Spälerini flüg am Sunntig z'Burdleff uf. Du wohl, das het Luft gäh! Uesere paar Buebe vom nünte Schuel-jahr sy rätig worde, z'Fuess z'gah. Am Morge-n-am viere si mer furt. Ds Wasebähndli het's o vernoh gha; es isch emel ärschtig cho-ge z'chycche, wo mer ds Ramsei für sy. „Es heig allwäh no ne Brief für uf Burdleff“, het Köbel gmeint. Z'Lützeflüeh sy mer am Wägpörtli grad näbem Gotthälfstei abghocket für eis z'löije-n-u z'fuettere. Nid öppe, wil is d'Literaturschicht appartig plaget hätt, das de nadisch nid. Aber mir hei doch müesse läse, was uf däm Stei gschcribe-n-isch, wil is der Lehrer verwiche vo däm Ma erzellt u si schön Spruch het gäh z'chüschtige: „Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland.“

Um die nüne sy mer z'Burdleff acho. Der Spälerini het der Ballon scho aafa-n-ufblase. Was Lüt, was Lüt! Es het eim düecht, die ganzi Eidgenossenschaft sig binen-andere. Oben ujem Schloss het e Fahne gwäilt u der Bär a der Muur het zue-n-is abezünglet. E Musig het blase, u vürnämi Herre im wysse Schileh sy desumegstande, z'mitts drinne der Spälerini im Schnouz u Schirmchäppi. „Dä hätti mer jetz anders vorgestellt“, meint Köbel. Aber Köbel het nüt mehr use z'heusche gha, wo du Spälerini unflügt, eis Bei uf em Chorbrand, eis i de Luft; ei Hand